Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **6. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 41.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **11. Oktober 1902** **Bremen.**

Inhalt: Ermattung. Von Kurt Holtz. — Ein Laienurteil über Adolf Harnack. Von Fr. Steudel. — Der Scientismus im Spiegel unserer Tagespresse. II. Von Bittlinger. — Die 18. Jahresversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Weimar. Von A. Schillbach. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.

Ermattung.

Nach 1. Kor. 19.

Elias fühlt sich vereinsamt. Alles um ihn ist ausgestorben, vernichtet. Er selbst hat bis zuletzt gekämpft — ohne Erfolg. Hatte gelitten, geduldet, ohne zu klagen. Hatte jedes Geschick mit Gotteskraft ertragen. Bis die Müdigkeit jäh über ihn hereinbrach und der allezeit wackren Faust das Schwert entsank. Da überkam ihn die Verzweiflung an seinem Thun. Er gab es auf. Und in der Stunde, wo er sich so kraftlos, so todesmatt fühlte, da vermißte er den Mitmenschen, der ihn hätte aufrichten können. Man muß es durchgemacht haben, um mit ihm zu fühlen, daß er selbst den Willen zum Mut nicht mehr fand.

Nach der hochpoetischen Weise seiner Zeit sucht er den zerissenen, hehren Gottesberg auf, um dort allein zu sein mit seinem stummen Gram, um dort Gott nahe zu sein.

Er hätte sich die weite, unangenehme Reise sparen können, wenn er während des Kampfes bei Gott Stärkung und Mut gesucht hätte. Aber er war nach soviel Zermürbung, nach soviel vergeblichen Kämpfen für die Wahrheit gegen Lüge und Verblendung, zu abgestumpft dazu. In der Stille des Gottesberges hoffte er zu sterben, oder zu genesen.

Und er genas. Genas in dem Augenblick, als er sich ehrfürchtig vor dem Allmächtigen neigte, den er in dem stillen, sanften Säuseln zu erkennen glaubte. —

Wie viele ziehen sich noch heute aus dem Kampf gegen die Erbärmlichkeit zurück und wähnen sich vereinsamt, wo doch Gott in ihrer Nähe ist! Freilich ist es betrüblich zu sehen, wie einer der Mitkämpfer nach dem andern gemaßregelt oder geschmäht wird oder seinen Frieden mit den Erbfeinden macht. Aber wenn kein anderes Mittel gegen die Ermattung und Erschlaffung hilft, dann hinauf auf die Berge trotz Geröll und Sturmes. Droben herrscht freie Luft. Da atmet die Brust auf. Da dehnt sie sich im Licht der nun vom Alltagsdunst befreiten Sonne. Da thut das sanfte Säuseln so wohl. Da, da spricht Gott zu dem Vereinsamten. Da stärkt er ihm die Kraft. Stärkt ihm den Mut. Und mit neuen Kräften geht's in den Kampf zurück.

Und zum Kampfe sind wir doch da, solange es noch Erbärmlichkeit auf der Welt giebt und sich gegen uns richtet?!

Graz. Lic. Kurt Holtz.

Ein Laienurteil über Adolf Harnack.

Genug und übergenug ist in den zwei Jahren seit ihrem Erscheinen über die Harnackschen Vorträge vom „Wesen des Christentums“ geschrieben und geurteilt. Die „Christliche Welt“ hat sogar bereits in mehreren Artikeln eine umfassende Zusammenstellung der bedeutsameren Preßstimmen gebracht. Aber noch sind die Akten nicht geschlossen. Wir berichteten in Nr. 25 dieses Blattes, wie Katholiken und Juden darüber urteilen und heute haben wir noch die rigorose Abrechnung eines durch keine theologischen oder kirchlichen Interessen befangenen Laien hinzuzufügen. Ein gewisser Dr. Johann Johannsen geht in seiner Schrift „gegen die Konfessionen“*) mit dem berühmten Theologen und seiner Schule schwer ins Gericht. Man könnte einwenden, einem Nichtfachmann fehle das Rüstzeug und eben darum auch die Berechtigung, einen Gelehrten wie Harnack zu kritisieren. Aber unser Kritiker bemüht sich, gegen Harnack weiter nichts als die Waffen einer allgemein anerkannten Logik ins Feld zu führen. Nicht, was Harnack als Historiker ermittelt, interessiert ihn, sondern wie er als Theologe die Historie beurteilt; nicht seine Gelehrsamkeit ficht er an, sondern seine Wissenschaftlichkeit. Ob sie bei dem eingestandenermaßen in spezifischen „Empfindungen“ befangenen, in seinen „Werturteilen“ von einem bestimmten „Willen“ geleiteten Theologen nicht an entscheidenden Punkten versage, das ist für ihn die Frage. Er geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß zwischen einer noch so erstaunlichen Gelehrsamkeit und echter Wissenschaftlichkeit doch immer zu unterscheiden ist. Zur Wissenschaftlichkeit gehört der Mut, der ohne jede Rücksicht darauf, was schließlich herauskommt, die auf dem Wege exakter Forschung gefundenen Resultate in denknotwendigen Schlußfolgerungen zusammenfaßt.

Harnack aber verrät sich überall, wo er nicht bloß Thatsachen feststellt, sondern über Thatsachen urteilt, als der christliche Apologet, der so viel wie möglich zurechtzulegen, zu entschuldigen, zu retten sucht, nur damit er mit dem Endurteil von der Absolutheit des Christentums im Recht bleibt. Dieses nie aus dem Auge verlorene letzte Interesse läßt ihn oft vor den nächstliegenden, ganz unabweisbaren Folgerungen Halt machen. Und darum glaubt sein unbarmherziger Kritiker die Behauptung rechtfertigen zu können: „Es ist eine Anmaßung und ein Betrug, wenn Harnack seine theologische Beschäftigung als Wissenschaft ausgiebt.“

*) Münchener Politische Schriften I. Gegen die Konfessionen! Eine Mahnung an die Gebildeten unter ihren Verfechtern, in Gestalt einer Kampfschrift gegen den Professor der katholischen Theologie Albert Ehrhard in Wien und den Professor der protestantischen Theologie Adolf Harnack in Berlin. München 1902. Franz Stein, Türkenstraße 54, und L. Staackmann in Leipzig. 198 Seiten.

Schon dieser Satz läßt den Ton der hier geführten Polemik erkennen. Er schlägt oft in heftige persönliche Anklage über. Aber der Leser wird sich doch dem Eindruck nicht entziehen können, daß hier ein Kritiker redet, dessen ungezügelte Heftigkeit nur als ein Ausfluß leidenschaftlicher und rücksichtsloser Liebe zur Wahrheit erscheint, und der sich nicht die Mühe verdrießen läßt, in seinen kritischen Gängen allen Einzelheiten nachzugehen, um so das gute Recht zu seiner Entrüstung objektiv zu belegen.

Nachdem er Harnacks erkenntnis-theoretische Grundlage festgestellt, um zu untersuchen, ob sie die folgenden Aufstellungen zu tragen vermöge, geht er über zur Darstellung der Harnackschen Geschichtsurteile, zum ersten über „Kirchen- und Dogmenentwicklung seit Christus", sodann über „Christus selbst", wobei er nicht nur an das „Wesen des Christentums" sich hält, sondern auch Harnacks Dogmengeschichte, wo nötig, mit heranzieht.

Freilich Harnack, ist schwer zu fassen. Er hat eine Art, im Ja zugleich Nein zu sagen, im Vorwärtsschreiten zurückzugehen, Wunder wegzuwerfen und dann doch wieder aufzunehmen — wir erinnern nur an seine Behandlung der Auferstehung Christi im „Wesen" —, die jeden konsequent Denkenden verdrießen muß. Niemand versteht so meisterhaft mit den „Dennochs" umzugehen wie er. Harnack bekennt sich zu mancher Ketzerei. Das hat ihm die Verlästerung durch die Orthodoxen eingetragen. „Aber diese Bekenntnisse sind nicht alle schlicht ausgesprochen und nicht uneingeschränkt; Harnack giebt ihnen gern Hörner und Zähne. — In dem Vortrag über das Wesen des Christentums will Harnack die Hörer locken; häufig giebt er erst eine Erklärung ab, die offen, ehrlich, mutig aussieht; aber was er eben scheinbar zum alten Eisen geworfen hat, nimmt er im nächsten Augenblick wieder auf." „Ich war anfangs nicht imstande, Harnacks ‚Wesen des Christentums' durchzulesen; ich schiebe es darauf, daß dies Buch den Kopf zwingt, Dinge zusammen zu denken und zu fühlen, die in einem Kopfe doch nicht Platz haben, während ein orthodoxes Buch über Christus nicht diese Schwierigkeiten macht; in einem solchen heißt es einfach: ‚Christus war Gott', und dann wird es allerdings begreiflich, wenn ihm die höchste Verehrung dargebracht und sein Wort als ewig betrachtet wird." Aber hier „ist man zugleich kritisch, scharfsinnig, wissenschaftlich, zugleich fähig, sich bequem in alte Kindervorstellungen zurückzuversetzen". Beweis: Harnack über Wunder: „Und da wir alle in erster Linie nicht in Begriffen, sondern in Anschauungen leben und in einer Bildersprache — wie läßt es sich vermeiden, daß wir das Göttliche . . . auffassen als eine mächtige Kraft, die in den Naturzusammenhang eingreift, ihn durchbricht oder aufhebt? Diese Vorstellung, obgleich sie nur der Phantasie angehört und bildlich ist, wird, so scheint es, bleiben, so lange es Religion giebt." „Die Pflicht aber eines Theologieprofessors — so fügt der Kritiker hinzu — wäre es, eine solche Einbildung zu bekämpfen und nicht weibisches, feiges Gefasel zu ihrer Verteidigung zusammen zu schreiben." Es ist sehr zu bedauern, daß sich der Kritiker die Wirkung solcher Erwägungen wieder verdirbt durch so — gewagte Behauptungen wir die folgende: „Harnack hat die Kunst des ‚Nachempfindens' dazu ausgebildet, wissenden Geistes an der Lüge festzuhalten." Gewiß liegt hier eine Gefahr: unter dem jetzt vielgerühmten „historischen Sinn," der sich wesentlich in dem Bemühen kundgiebt, durch die Kunst des Nachempfindens den geschichtlichen Thatsachen gerecht zu werden, leidet nur allzuleicht der noch wertvollere kritische Sinn für objektive Wahrheit. Aber, was giebt dem Verfasser ein Recht, seinem Gegner nun gleich einen wissentlichen dolus zu unterstellen?

Er hätte sich besser mit dem Hinweis auf die sehr richtige Beobachtung begnügt: „Die Folge derartiger Restaurationen ist, daß die alten Vorstellungen mit größerer Prätension neu erstehen."

Besonders ernst zu nehmen ist diese Befürchtung im Blick auf die christologische Frage: Harnack „hält Christus für einen Menschen — und dennoch will er die Menschheit wieder zu ihm zurückführen und an ihn ketten . . . . Wird Harnack nicht durch die Geschichte gewarnt? Ich denke, daß sie lehrt, nie die Menschheit auf ein Menschenwerk festzulegen." Harnack selbst erklärt es für eine ‚schaurige Geschichte', wie man sich wegen der Christologie entzweit, ja hingemordert hat. Hat er nach seinem Restaurationsversuch der kosmozentrischen Bedeutung Christi „eine Gewähr dafür, daß nicht die ‚schaurige Geschichte' wieder von vorn anfängt"? Von den eschatologischen und dämonologischen Vorstellungen Jesu urteilt Harnack selbst: „Das war lebendigste Anschauung und Empfindung", worauf der Kritiker schlagfertig einfällt: „Dann hatte der Irrtum eben eine große Kraft in Christus"; „unmöglich ist es dann, Christus als absoluten Maßstab hinzustellen". Wie setzt sich Harnack damit auseinander? „Er kommt nur zu der weinerlichen Bemerkung" (S. 35), daß man „nach einigen hundert Jahren auch in den Gedankengebilden, die wir zurückgelassen haben, viel Widerspruchsvolles entdecken und sich wundern wird, daß wir uns dabei beruhigt haben". „Also, um ihn zu entschuldigen, wird Christus mit einem Male auf gleiche Stufe mit den erbärmlichen kleinen Menschen unserer Tage gestellt! Das geht nicht. Man kann nicht in der einen Stunde im Hinblick auf eine Schwäche Christi sagen: ‚Wir sind auch nicht besser' und in der nächsten Stunde Christus so erheben, daß er hoch genug ist zu einer einzigen Gottessohnschaft." Zudem — „wird man nicht erst nach einigen hundert Jahren in Harnacks Gedanken —, oder richtiger, Gefühlsgebilden Widersprüche finden, nein heutigestags schon, und ein logischer Kopf hätte sie auch schon vor hundert Jahren . . . . entdeckt."

Dieselbe Scheu, aus den zugestandenen Thatsachen die einzig rationale Schlußfolgerung zu ziehen, wird Harnack in Bezug auf seine kirchen- und dogmengeschichtlichen Endurteile zum Vorwurf gemacht.

Harnack schreibt über den Paulinismus und seine Folgen: „Die rechte Lehre von und über Christus droht in den Mittelpunkt zu rücken und die Majestät und Schlichtheit des Evangeliums zu verkehren. . . . Die Erscheinung Christi an sich . . . als die Erlösungsthatsache . . . konnte auf die Dauer nicht an zweiter Stelle stehen, dazu war sie zu groß. Aber an die erste Stelle gerückt bedrohte sie das Evangelium selbst, weil sie Sinn und Interesse von ihm ablenkte. Wer kann angesichts der Dogmengeschichte leugnen, daß dies geschehen ist." (S. 115 f.) Harnack meint also doch, „daß das Evangelium Christi besser sei, als was nachher kam, und daß es jetzt endlich durch die ‚fortwirkende' Reformation wieder hergestellt werde: muß er dann nicht alles, was dazwischen liegt, die ganze Dogmenentstehung und -entwicklung für verfehlt und verwerflich halten?" Ein Historiograph der Biologie muß es doch auch „ruhig hinnehmen, wenn die Forschung ihm sagt: ‚Keine von den Vorstellungen, die man damals über biologische Vorgänge hatte, hat sich als haltbar erwiesen; die Leute waren während der ganzen Zeit auf einem falschen Wege.' Muß nicht gerade Harnack in Bezug auf die Kirchengeschichte zu einem ähnlichen Ergebnis kommen?" Ganz im Gegenteil — man lese und staune: „Die Dogmengeschichte zeigt, nachdem die neue Religion in das Römische Reich eingezogen war und sich in der Form der katholischen Weltkirche mit ihm verflochten hatte, in allen Hauptzügen bis zur Reformation einen Fortschritt und Aufstieg. In diesem Sinne habe ich sie dargestellt von Origenes zu . . . Luther. Natürlich — die Superstitionen haben sich gehäuft, ... aber innerhalb dieser Inkrustierung wurde . . . . der Sinn für das Evangelium lebendiger und die Empfindung für das Heilige und das Sittliche zarter und reiner." Es ist wahrlich nicht kleinliche Nörgelei, sondern ein Verdienst um die Wahrheit, wenn unser Kritiker auf solche Widersprüche den Finger legt und bemerkt, das an erster Stelle gefällte Urteil müßte sich darin bestätigen, „daß man sich wegwendet von Entwicklungen, die man als verfehlt erkannt hat; durch den Umstand, daß der Vater Theologieprofessor war, daß man selber Theologieprofessor geworden ist und sich zum Vortrage des Faches der Kirchen- und Dogmengeschichte verpflichtet hat, kann es nicht gerechtfertigt werden, daß man immer wieder auf frühere Meinungen wie auf etwas Haltbares und Wertvolles hinstarrt, von denen man erkannt hat, daß sie unhaltbar sind". „Wenn ein wirklicher Vertreter

der Wissenschaft sich an die Erforschung und Darstellung der Kirchengeschichte machte, ... so würde freilich keine Geschichte der Wahrheit, ... aber eine wahre Geschichte" herauskommen. „Harnack tröstet sich (a. a. O) über alle schlimmen Wirkungen durch die Erwägung, daß jeder menschliche Fortschritt mit Nachteilen behaftet und alles Handeln mit Verlust verbunden sei. Aber es ist mißlich, eine solche allgemeine geschichts-philosophische Betrachtung mitten in die Beurteilung der laufenden Geschichte hineinzustellen; warum soll sie gerade an diesem Punkte Platz finden und warum ihre mildernde Kraft gerade diesem Menschen oder dieser Entwicklung zu gute kommen, während sie anderen versagt bleibt?" Weil nur so — antworten wir — die religionsgeschichtliche Ausnahmestellung des Christentums vindiziert werden kann.

In einem dritten Teil seiner Abrechnung, „Die Religion Harnacks und seiner Schüler", wendet sich der Kritiker vom Historiker Harnack zum Religionsphilosophen Harnack, wie er gelegentlich in seinen Schriften auch zu Worte kommt. So z. B. im folgenden: „Alles Religiöse . . . . ist gemessen an der sinnlichen Erfahrung oder dem exakten Wissen, paradox; es wird hier ein Element eingeführt und für das wichtigste erklärt, welches . . . . dem Thatbestande der Dinge ins Gesicht schlägt." Der Kritiker erhebt die Frage, warum „Harnack sich aus den vielen Religionen, den vielen Paradoxieen gerade eine bestimmte, das Christentum und hier wieder den Protestantismus herausucht; aus Paradoxie?" Und er fährt fort: „Diese Worte sind rhetorisch zugespitzt, aber ein Mensch von selbstständiger Religiosität würde auch in rhetorischer Sprache niemals solche Worte brauchen; dem selbständig religiösen Menschen ist die Religion gerade als der große Thatbestand der Dinge aufgegangen; er hat die tiefste Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, nicht vor jeder von Menschen gemachten, aber vor der die Menschen beherrschenden, und hat keine Freude daran, sich das Wirken der himmlischen Mächte als sensationell-romantische Abwechslung vom ‚Thatbestand der Dinge' vorzustellen." Es ist eine Prinzipienfrage, ob religiöse Wahrheit nach den Bedürfnissen des Gemüts oder nach Wirklichkeiten bestimmt werden soll. Aber man darf doch nicht einfach mit dem sentiment des Gemüts über Thatsachen sich hinwegsetzen. Zu diesen gehört, was Dr. Johannsen hervorhebt: „Es giebt Menschen auf der Welt, die ihr Leben im Dienste des Nächsten aufreiben und viele Leiden ertragen, überzeugt, daß ihnen nirgend ein Lohn im Jenseits zu teil wird." Harnack aber dekretiert: „Ein dem Tode verhaftetes Leben ist sinnlos"; „der Sinn des Lebens geht immer nur an einem Überweltlichen auf"; „nur durch Sophismen vermag man sich über diese Thatsache hinwegzutäuschen". „Nein, Herr Professor" — erwidert da der Kritiker —, „wir müssen nicht verzweifeln, wenn wir zur Wahrheit, wie sie auch sei, eingehen, aber das Werk, Ihnen eine kleingläubige Verzweiflung zu nehmen, Ihnen wirkliches Vertrauen und wirkliche Demut zu geben, scheint erst noch gethan werden zu müssen. Harnack tritt, ... wo er den Unsterblichkeitsglauben für eine ‚That' erklärt, als der Gesetzgeber der Welt auf; ihm mißhagt der Gedanke, ‚dem Tode verhaftet zu sein', und er gebietet daher: ‚es darf nicht so sein'. Das ist durch und durch irreligiös." „Will Herr Professor Harnack nicht lieber seinem Herrgott offen die Alternative stellen: Entweder giebst du mir die Gewähr für ein ewiges Leben und den ‚unendlichen Wert meiner Menschenseele', oder ich mag nicht mehr brav sein?" „Nun, Herr Harnack ist nicht der erste Theologe, der dem lieben Gott vorschreibt, wie er die Welt einzurichten hat." „Es ist eine beliebte Weise der Theologen, den Menschen erst klar zu machen, daß sie verzweifeln müssen, und ihnen dann die Rettung aus dieser Verzweiflung zu bringen."

Endlich wird Harnack auch noch als Mensch und Christ von seinem Gegner schonungslos unters Messer genommen. Und zwar unter Anwendung eines gerade vom christlichen Standpunkt aus unanfechtbaren Grundsatzes: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen." Harnack freilich, indem er hervorhebt: „zu prophezeien, ohne selbst die Kraft des Propheten zu besitzen, ist ein unsicheres Geschäft" — scheint einer solchen Bemessung ausweichen und damit andeuten zu wollen, daß er selbst sich „die ungemeine Kraft, die eine öffentliche Agitation verlangt", nicht zutraut. Aber damit läßt ihn der Gegner nicht durch: „Harnack giebt zu, daß ihm die Kraft des Propheten fehle. Ist er damit entschuldigt? Die Aufgabe wird als etwas so Hohes und Schweres hingestellt, daß man sich ihrer Erfüllung um so leichter entziehen kann." Oder — „kann denn Harnack um die Pflicht herum, seinerseits eine neue Stufe zu beschreiten und seine Mitmenschen auf diese Stufe zu erheben?" Haben die von Harnack gepriesenen Männer „sich nicht auf die Gefahr des Todes hin aufgelehnt gegen das, was ihrer Überzeugung als Lüge erschien? Ist es nur ein Geschwätz der liberalen Theologen, wenn sie von der vorbildlichen Persönlichkeit Jesu sprechen? Oder wollen sie nur nachplappern, was er gesagt, nicht aber so handeln, wie er heute handeln würde und wie er gehandelt hat?" Im Sommersemester 1892 wurde unter Studenten der Theologie in Berlin der Plan erwogen, eine allgemein unterstützte Petition an den evangelischen Oberkirchenrat zu richten, das Apostolikum aus der Verpflichtungsformel der Geistlichen und aus den gottesdienstlichen Gebräuchen zu entfernen. Eine Abordnung Berliner Studierender der Theologie hat den Professor Harnack um seine Ansicht gefragt. Harnack hat abgeraten und das Vorhaben ist unterblieben.

Einige charakteristische Sätze aus der in der „Christl. Welt" 1892 Nr. 34 abgedruckten Antwort Harnacks mögen hier ihre Stelle finden:

„1) Ich teile mit den Fragestellern die Ansicht, daß es der evangelischen Kirche ziemen würde, an die Stelle des Apostolikums oder neben dasselbe ein kurzes Bekenntnis zu setzen, das . . . . die Anstöße beseitigte, die jenes Symbol . . . . bietet. 2) Ich halte mit den Fragestellern den Fall Schrempf für einen . . . . gebotenen Anlaß, die Frage nach der Geltung und dem Gebrauch des Apostolikums wieder anzuregen: . . . 3) Bei solchen Bemühungen ist aber nicht die Parole auszugeben: ‚das Apostolikum soll abgeschafft werden'; denn eine solche Parole . . . . würde dem hohen religiösen Werte und dem ehrwürdigen Alter des Apostolikums gegenüber eine Ungerechtigkeit sein. 8) . . . . Es ist also nicht Gewissenlosigkeit, sondern eine haltbare und sittlich zu rechtfertigende Position, die der einnimmt, der in der Kirche . . . . bleibt, der an jenem Stück (Empfangen vom heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau) und an ähnlichem Anstoß nimmt. . . . . Das Recht und die ungemeine Kraft, die eine öffentliche Agitation verlangt, werden wohl die wenigsten, wenn sie sich prüfen, in sich finden. . . . 9) Die Frage, ob zukünftige Geistliche, die zur Zeit noch Studenten der Theologie sind, im Hinblick auf ihre Zukunft berechtigt sind, in eine Bewegung für Abschaffung des Apostolikums einzutreten, vermag ich nur zu verneinen."

Auch aufrichtige Verehrer Harnacks werden sich, wenn sie das ganze denkwürdige Aktenstück durchlesen, dem peinlichen Eindruck des sichtlich Gewundenen in Harnacks Erklärung nicht verschließen können. Und wenn wir bedenken, daß doch Christus es war, der den unmißverständlichen Grundsatz aufstellte: „Eure Rede sei ja, ja — nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel", so wächst unser Mißbehagen und wir müssen zum wenigsten ein Korn Wahrheit anerkennen in dem Urteil des Kritikers, das vielleicht weniger schroff ausgefallen wäre, wenn auch er von der Kunst des „Anempfindens" dem Berliner Universitätsprofessor gegenüber Gebrauch gemacht hätte. Er schreibt: Harnack hat „einige Winke gegeben, die das Bestreben verraten, ein wenig der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu dienen, aber ich stehe nicht an, den Rat als Ganzes für einen schlimmen Flecken auf der protestantischen Theologie zu erklären. Harnack hat abgeraten, als die Jugend ehrlich zu werden wünschte und er hat Wege gezeigt, wie man lernen kann, was die Jugend offenbar noch nicht völlig gelernt hatte: unehrlich zu sein."

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Nun ja, Harnacks Schüler haben sich inzwischen beruhigt und mit der herrschenden Ordnung abgefunden. Einer unter ihnen, Ernst Rolfs, scheut nicht davor zurück, zu gestehen: „wer als Pfarrer in einer kirchlichen Landgemeinde steht, wird sich der kirchlichen Tradition gegenüber viel unbefangener und konservativer verhalten, als der Professor." Unter Unbefangenheit versteht nämlich dieser Verehrer Harnacks die Skrupellosigkeit, mit der man sich entgegen seiner besseren wissenschaftlichen Erkenntnis der traditionellen Formeln bedient. Nun, die Ausflüchte, mit denen eine solche Praxis

gerechtfertigt zu werden pflegt, sind ja allbekannt. Aber wir wünschen doch, daß die Stimme eines so ernstgesinnten Laien, wie unser Kritiker es ist, nicht unbeherzigt verhallen möge: „Ja, was sind denn das eigentlich für Leute, die von der Unwahrheit eines Teils der Aussagen des apostolischen Bekenntnisses überzeugt sind und dieses doch nicht beseitigen wollen!“ „Es kann die Laien empören, daß die Prediger sich herausnehmen wollen, uns dummen Leuten in feierlicher Weise Dinge vorzusagen, an die sie selbst nicht glauben.“ „Da mutet, was die [soll das allen gelten??] liberalen protestantischen Theologen manchmal über Christus sagen, selbst wenn man annimmt, daß sie ihn für den idealsten Menschen halten, an wie eine fixe Idee oder wie das Gestammel hysterischer Frauenzimmer.“ „Denn sie haben einen gar zu kleinen Teil der Kraft gezeigt, auf Grund des eigenen Gewissens dem Überlieferten, so wie er frei und kühn [ich möchte hinzufügen: und „einfältig“ wie er!] gegenüber zu treten.“

— — — — — — — — — — — — —

So mündet die Abrechnung mit Harnack aus in eine leidenschaftliche und in ihrer Allgemeinheit gewiß nicht berechtigte Buß- und Strafrede an die im Amte stehenden Theologen liberaler Richtung. Und den Beweis dafür, daß wir doch etwas besser sind, als wie wir dem Verfasser scheinen, glaubten wir nicht besser erbringen zu können, als eben, indem wir ihn zur allgemeinen Beherzigung ruhig und ausgiebig zu Worte kommen ließen. Ob Harnack dieser unberufenen Stimme eines Predigers in der Wüste Gehör leihen will, steht bei ihm.

Bremen. Fr. Steudel.

Der Scientismus im Spiegel unserer Tagespresse.

II.

Als weiteren Beweis dafür sehe ich die Broschüre von Stöcker und Schwabedissen*) an, die beide offenbar von der reichen Vorgeschichte des Scientismus keine Kenntnis haben. Um gleich die richtige Erkenntnis an die Spitze zu stellen: Der Scientismus ist das alte enthusiastische Christentum im modernen Gewande. Uralte Gedanken des Neuen Testamentes und der dem Neuen Testamente gleichzeitigen allgemeinen Weltkultur sind hier im modernen protestantischen Christentum zu neuem Leben erwacht. Mrs. Eddy, die Stifterin des Scientismus, hat den erfolgreichen Versuch gemacht, diese Gedanken in naiver Weise aber doch philosophisch zu systematisieren und den Zeitgenossen in moderner Denkweise vorstellig zu machen. Und weiter: diese neutestamentlich christlichen Gedanken haben in keiner Epoche der christlichen Entwickelung, weder im Altertum noch im Mittelalter noch in der Neuzeit, in ihrer Wirksamkeit je ganz ausgesetzt, sondern sind meist sehr lebendig gewesen. Im Protestantismus, seit Luther, sind sie in den Hintergrund getreten, haben aber auch hier von Tersteegen an (auch schon vorher) bis auf Blumhardt und den Ravensteiner Pastor Paul eine reiche Geschichte.

Stöcker aber schreibt (S. 15): „Die apostolische Wundergabe der Heilung hat nur in der apostolischen Zeit bis in das zweite Jahrhundert bestanden — — — — bei den größten Glaubenshelden, einem Athanasius und Augustinus, einem Luther und Calvin finden wir den Anspruch an die Wundergabe nicht.“ Schwabedissen sagt (S. 47): „Die Geschichte des Reiches Gottes zeigt uns, daß diese Gaben (die Gabe des Wunderthuns und der Krankenheilung) allmählich zurücktreten.“ Alle diese Behauptungen sind einfach falsch! Das Gegenteil ist die geschichtliche Wahrheit. Augustin und Athanasius lebten und webten in der uns so fremd gewordenen Welt des Wunders und der Gebetsheilung. Wir können uns das freilich nur schwer vorstellig machen, weil besonders der erstere als ein wahrhaft klassischer, zeitloser Geist in so sehr vielen großen, wichtigen Anschauungen und Worten uns durchaus modern erscheint. Es ist aber doch so. In seiner Schrift Retractationes (Wiederbehandlungen) versichert Augustin, daß auch zu seinen Zeiten Wunder in so großer Zahl geschehen seien, daß er sie weder alle kennen könne, noch im stande sei, die von ihm erfahrenen aufzuzählen. Im 22. Buche seines großen Werkes de civitate dei (Über das Reich Gottes) hat Augustin eine große Anzahl selbst beobachteter Heilungswunder ausführlich berichtet, aber nur beispielsweise, denn allein der in seiner Vaterstadt durch den heiligen Stephanus gewirkten Wunder sei Legion. Ebenso würde Athanasius, wenn wir Modernen ihn fragen wollten, sicherlich als den Kern seiner Orthodoxie nicht nur das Dogma von der Einwesentlichkeit Christi mit Gott bezeichnen, sondern als mindestens ebenso wichtig sein Leben innerhalb der Wunderwelt des Neuen Testaments und zwar in neutestamentlicher ursprünglicher Kraft und Fülle. Athanasius ist, wie übrigens alle seine Zeitgenossen, die geistig hochbegabtesten eingeschlossen, in ganz maßloser Weise abergläubisch und wundersüchtig gewesen. Athanasius hat das Leben des großen Mönchsheiligen Antonius geschrieben. Dieses Buch ist eine große Sammlung von Gebetsheilungen; viele sind ganz ausführlich erzählt unter Namennennung des Heilers, des Geheilten und seines Heimatortes. Triumphierend ruft Athanasius am Schluß des Werkes: „Das nun sind die Thaten des Antonius!“ — — Denn es ist eben des Heilands Verheißung, so ihr werdet zu diesem Berge sagen: „Versetze dich dorthin, so wird er sich versetzen; und nichts wird euch unmöglich sein . . . . . Treibet Teufel aus, heilet Kranke!“ Man hat die Autorschaft des Athanasius bestritten, trotzdem sein Zeitgenosse, Freund und Schüler Gregor von Nazianz sie bezeugt. Sicherlich mit Unrecht; aber selbst wenn mit Recht, so ist Athanasius unbeschadet seiner ungeheuren zeitgeschichtlichen Bedeutung so gewesen, wie er oben charakterisiert ist; wir haben dafür noch andere Zeugnisse genug. Es ist gar keine Rede davon, daß, wie Schwabedissen sagt, die Geschichte des Reiches Gottes zeigt, daß die Wundergaben allmählich zurückgetreten seien.

Einem größeren Publikum aber die Geschichte des Wunders ausführlich vorzuführen, ist ein zu großes Wagnis. Der Inhalt ist zu monoton; er ist, zeitgeschichtlich etwas anders eingekleidet, immer derselbe: das Wunder, wie es hauptsächlich in Gebetsheilungen zum Ausdruck kommt. Wer sich für die Geschichte des kulturell hochinteressanten Problems interessiert, sei auf eine Schrift von Ernst Franz*) verwiesen, die auf den ersten 50 Seiten eine Geschichte des Wunders und der Gebetsheilung im Abriß bringt, meines Wissens der erste wissenschaftliche Versuch dieser Art.

Auch Mediziner haben ihre Meinung über das Gesundbeten ausgesprochen, so Dr. med. Albert Moll in einer Broschüre**) und ein Dr. A. F. in der „Münchener Allgem. Zeitung“ (Beilage Nr. 43 d. J.). Beliebt es den Theologen leider, die Wunderfrage ohne jede Rücksicht auf naturwissenschaftliche Einwände zu behandeln, so fehlt hier das Verständnis für die theologische Terminologie. Auch gehen die Untersuchungen nicht tief; sie bleiben deshalb unvollständig; gerade am entscheidenden Punkte brechen sie ab. Ich beziehe mich im Folgenden nur auf die Broschüre von Moll; aber das Gesagte gilt auch von dem Referat in der Münchener Allgemeinen. Moll zieht zur Erklärung die psychische Behandlungsweise der Medizin, insbesondere die Suggestion heran. Er sieht also im Scientismus eine eigenartige Anwendung der Psychotherapie — natürlich nur, so weit er diesen überhaupt ernst nimmt. Ein großer Teil der Heilungen gilt ihm als Gebilde des Wahns, des Irrtums, der Selbsttäuschung u. s. w. Dann aber sagt er: „Es handelt sich in solchen Fällen (bei funktionellen und nervösen Krankheiten) um die Frage, welche Behandlung macht auf die Patienten den größten Eindruck und wenn dies gerade die Christian Science ist, so werden wir nicht das Recht haben, die Wirksamkeit der letzteren zu be-

*) Christliche Wissenschaft und Glaubensheilung. Zwei Aufsätze von Hofprediger a. D. Stöcker und Pastor Schwabedissen. Berlin 1902. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

*) Ernst Franz: Religion, Illusionen, Intellektualismus. Ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung. Cöthen, bei Otto Schulze, 1900. M. 2,—.

**) Gesundbeten. Medizin und Okkultismus von Dr. med. Albert Moll. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung, 1902.

streiten." Ja, hier ist doch nun erst die eigentliche entscheidende Frage herausgearbeitet, nämlich die: Warum macht denn nun die Behandlungsart des Scientismus solchen gewaltigen Eindruck auf Tausende, daß sehr viele von ihnen unbedingt ihre geschehene erlebte Heilung behaupten, daß man, wenn man in Amerika reist, überall, in Newyork wie San Francisco, in Boston wie in Denver, in Chicago wie in New-Orleans kaum eine Frage so oft hört als die: „Was halten Sie von der Christian Science?" Wie konnte es kommen, daß diese seltsame Geistes-erregung in einer mächtigen Welle bis nach Deutschland und nach Berlin herüberschlug und die höchsten Autoritäten zum Einschreiten bewog? Geben wir einmal kurzweg zu: Alle Wirkungen des Scientismus sind Suggestion, so ist damit sehr wenig gewonnen. Dann erhebt sich eben die neue Frage: Woher vermag der Scientismus in dieser gewaltigen, dieser einzigartigen Weise suggestiv zu wirken? Wie schön wäre es, wenn unsere Mediziner hier nun noch weiter nachgrüben und die Religion als eine Realität und als eine besondere Kraft des Menschen werten lernten. — —

Mein Fazit ist: die Werkzeuge der öffentlichen Meinung haben recht mangelhaft funktioniert. Man ist offenbar allgemein überrascht worden; es ist im Scientismus ein Geist aus der Versenkung emporgestiegen, der nicht im Programm stand. Wenigstens für die moderne protestantische Welt hat man eine derartige geistige Bewegung nicht mehr erwartet. Die „Evangelische Kirchenzeitung" hat den Scientismus als einen neuen Geistesfrühling begrüßt, der an die Pforten der Kirche klopft; zu solcher Auffassung werden sich mit Recht nur wenige Theologen verstehen; aber er hat doch manches Wässerlein fließen gemacht, das sehr gut unsere Mühlen hätte treiben können; nun aber, da wir dieser sonderbaren Äußerung der Volksfrömmigkeit zu geringes Verständnis entgegengebracht haben, wird es im Sande der allgemeinen Gleichgiltigkeit nutzlos versickern.

Dahme (Mark). Pfarrer Bittlinger.

Die 18. Jahresversammlung des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Weimar.

Es waren schöne Tage, die der Verein vom 22. bis 24. September in Weimar verleben durfte. Sind doch Weimars Fürstenhaus, Weimar Stadt und Land mit ihm auf das Innigste verbunden.

Weimars Großherzog Carl Alexander war sein erster Protektor, der ihm bis zum Tode Treue bewahrt hat. „Der Gedanke unseres Missionsvereins war ihm gerade wegen der weitherzigen Auffassung unserer Aufgabe aus der Seele gesprochen. Mit lebhaftem Interesse hat er alle Vorgänge unseres Vereins in der Heimat wie in der Ferne verfolgt und uns mit seinem weitreichenden Einfluß wiederholt die schätzenswertesten Dienste erwiesen. Er hat unseren Vorsitzenden öfters empfangen und mit ihm eingehend über den Verein und seine Arbeit gesprochen. Grundsatz war ihm geworden, unsere Missionsarbeiter vor ihrer Ausreise zu sich zu befehlen, und da hat er ihnen in wahrhaft väterlicher Weise ihre hohen und heiligen Pflichten ans Herz gelegt. Unser hochherziger Protektor hat im Privatgespräche und in öffentlichen Kundgebungen Zeugnis abgelegt, wie warm sein Herz für unsern Missionsverein schlug. Besonders ergreifend und ein beredtes Zeugnis seiner tiefen Herzensfrömmigkeit ist es, wenn er einmal unserem Vereinspräsidenten erklärte: „Ich danke meinem Gott, daß ich in meinem hohen Alter noch berufen bin, an einem so schönen Werk, wie es die Missionsarbeit ist, mitzuarbeiten und Gottes Reich im fernen Ostasien ausbreiten zu helfen." So heißt's im 17. Jahresbericht, der des schweren Verlustes in tiefer Trauer gedenkt. An den gegenwärtigen Großherzog Wilhelm Ernst, der das Erbe des Großvaters auch im Protektorate angetreten und schon manchen Beweis seiner Fürsorge gegeben, wurde ebenso wie an den Kaiser ein Huldigungstelegramm abgesandt, welches folgende Antwort fand: „Aufrichtig danke Ich für die Mich sehr erfreuende Begrüßung und erwidere den Ausdruck treuer Anhänglichkeit durch die besten Wünsche für einen gedeihlichen Verlauf der gegenwärtigen Verhandlungen, sowie für eine gesegnete fernere Thätigkeit des Missionsvereins." In der öffentlichen Hauptversammlung ließ er sich durch seinen Kabinetssekretär, Dr. Freiherrn von und zu Egloffstein, vertreten, während die hohe Protektorin der Frauenvereine, Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin Pauline, persönlich erschienen war. Im Namen und Auftrag Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs, sowie der Großherzoglichen Kirchenregierung, hieß Staatsminister Dr. Rothe, Exzellenz, den Verein in einer warmen Ansprache herzlich willkommen, in der er u. a. ausführte, daß die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche, wie sie im Vereine geübt wird, auch im Großherzogtum grundsätzlich vertreten werde.

Auch der Name der Stadt Weimar ist aufs Innigste mit dem Verein verwachsen, wie auch der Oberbürgermeister Weimars, Geh. Regierungsrat Pabst, in seiner Begrüßung hervorhob. Hier ist er am 4. und 5. Juni 1884 gegründet worden; hier tagte er nach 9 Jahren, am 26. und 27. September 1893, wieder, abermals begrüßt vom ehrwürdigen Generalsuperintendent D. Hesse, einem der Hauptträger des Vereins. So nahm auch die zweite Periode der Vereinsgeschichte ihren Ausgang von Weimar, und nun, da die dritte Enneade beginnt, steht wieder Weimar am Anfang. Weimar ist klassischer Boden auch für unsern Verein. Hier hat Goethe, wie Pfarrer Burggraf aus Bremen in seiner Rede über „Goethes Geistesgruß an unsere Vereinsarbeit" auf Grund von Goethes Schriften ausführte, seine echt evangelischen Gedanken über Ausbreitung des Christentums in fernen Landen ausgesprochen. Hier hat Goethes Freund, der Generalsuperintendent Herder, dessen Denkmal an der Stadtkirche steht, und dessen Jubiläum, wie Oberhofprediger D. Spinner aus Weimar in seiner Begrüßungsrede betonte, im nächsten Jahre festlich begangen werden soll, treffende Fingerzeige für die Arbeit der Mission gegeben, die noch heute beherzigenswert erscheinen. In Weimars Stadtkirche und Sälen aber haben wiederholt Missionare unseres Vereins aus Japan oder China gesprochen oder sind von hier aus in ihren neuen Wirkungskreis abgeordnet worden, immer unter großer Beteiligung der Weimaraner. Und wenn vor neun Jahren der erst kurz zuvor nach Hamburg berufene frühere weimarische Stadtpfarrer D. Grimm im Festgottesdienst predigte, so wußte diesmal wiederum ein alter Weimaraner, Pfarrer P. Graue aus Berlin, durch seine geistvolle und gedankenreiche Festpredigt über 1. Cor. 4, 1 die Herzen im tiefsten Grunde zu erbauen und für das große Werk der evangelischen Mission zu begeistern. Es ist ganz unmöglich, auch nur annähernd den reichen Inhalt der packenden Predigt, die mit einem warmen Gebete geschlossen wurde, anzudeuten. Das Amt der evangelischen Mission, so etwa führte der Prediger aus, ist ein Dienst der Liebe an den armen Heiden auf Grund der Geheimnisse Gottes, die als die Geheimnisse des Lebens, des Herzens und der Geschichte gedeutet wurden, wie sie Christus durch seinen Tod und sein Leben gelöst hat. Laßt uns treu sein im Glauben und Vertrauen auf Gott, der seine Sache zum Siege führt, und im Arbeiten in Geduld in der Heimat und unter den Heiden! Möchte doch die eindrucksvolle Predigt — die an den Kirchthüren gesammelte Kollekte ergab die Summe von 162 Mark — recht vielen durch den Druck zugänglich gemacht werden!

Aber auch das weimarische Land weiß sich mit dem Verein verbunden. Hier zählt er viele Freunde. Die theologische Fakultät der Universität Jena gehörte zu seinen Taufpaten. Geheimrat Kirchenrat Professor D. Hilgenfeld in Jena, der die Grüße derselben überbrachte, wies auf die Beziehungen Jenas zum Verein hin, indem er vor allem das Gedächtnis des unvergeßlichen Jenaer Theologie-Professors, Geh. Kirchenrat D. Lipsius erneuerte, der zu den Hauptgründern und Förderern des Vereins gehört hat. Der Weimarische Hauptverein ist einer der größten und rührigsten. Er hat den

älteren Missionsverein im Lande, der schon seit sechzig Jahren besonders für Basel und Leipzig arbeitet, obgleich auch dieser erheblich zugenommen hat, längst überflügelt. Die beiden ersten Missionare sind in den Dienst des Landes getreten; der eine, Kirchenrat D. Spinner, durch das Vertrauen des Großherzogs in die bedeutsame Stelle eines Oberhofpredigers berufen, der andere, Professor D. Schmiedel in Eisenach, nach kurzer pfarramtlicher Thätigkeit in die eines Gymnasiallehrers. Letzterer zeigte in seinem recht populären Vortrag über „Christentum und Buddhismus, was sie dem japanischen Volke bringen", auf Grund persönlicher Erlebnisse in Buddhistenklöstern und im Verkehr mit Buddhistenmönchen, wie der japanische Buddhismus, der von der ursprünglichen Lehre eines Gautama Buddha weit entfernt ist, trotz aller Reformbestrebungen das Herz eines Japaners nicht befriedigen kann, wie dagegen das Christentum allein ihm einen neuen Glauben, eine neue Gesittung und eine neue Liebe zu bringen vermag. — Der ehemalige Lehrer an der Akademie in Tokio aber, Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda, der allezeit im treuen Einvernehmen mit jenen beiden gearbeitet hat, gehört noch heute zur Landesgeistlichkeit. Er ist als der Leiter der Thüringer Geschäftsstelle des Vereins noch immer bereit, nicht nur für Thüringen, sondern auch nach auswärts Redner zu besorgen und Vortragsabende, eventuell mit Darbietung von Lichtbildern, zu veranstalten. Eine ganze Reihe weimarischer Geistlicher haben sich gern zur Verfügung gestellt. Besondere Freude erregte es, als der rührige Vorsitzende des Weimarischen Landesvereins, Diakonus Arper in Weimar, in der Hauptversammlung 1305 Mark als Festgabe des Landes dem Präsidenten des Zentral-Vereins, Prediger D. Dr. Kind in Berlin, übrigens auch ein alter Weimarer, überreichte. Diesen beiden Männern, die auch bedeutsame Ansprachen hielten, ist vornehmlich das schöne Gelingen des Festes zu verdanken.

Im Mittelpunkte der Verhandlungen stand der mit Spannung erwartete Vortrag des Hauptpastors D. Dr. Grimm aus Hamburg über „Antike, buddhistische und christliche Moral". Wir heben aus dem inhaltreichen und fein durchgearbeiteten, klaren und besonnenen Vortrag, der bereits im Drucke vorliegt*), nur folgendes Wenige heraus: „Die alten Griechen kannten kein anderes Leben als dieses zeitliche; alles Gute, Schöne und Große, von dem sie wußten, hat in ihm seinen Ort; das Leben der Toten, von dem ungewisse Fabeln handeln, ist ein Schattendasein. Und dieses Leben auf der Erde ist schön und reich und lebenswert dem, der es schön zu leben weiß; es bietet alles, wonach ein gesunder Sinn verlangt" (Paulsen). Die antike Moral ist also die der Glücklichen; die buddhistische dagegen die der Mönche, eine tiefdurchdachte, streng durchgeführte Lebensauffassung, in der das Leiden, Alter, Krankheit, Tod, zum ausschlaggebenden Gesichtspunkte gemacht wird. Das Leiden soll aufgehoben, jede Begierde, ja die Empfindung des Lebens ausgelöscht werden, bis das Nirvana kommt. Ausschlaggebend ist die Lebensführung. Das Gute belohnt sich selbst, das Böse bestraft sich selbst in den künftigen Wiedergeburten. Überall tritt der Lohngedanke hervor. Auch für die Liebesgebote ist maßgebend als innerster Beweggrund, daß man sich durch nichts aus der gewonnenen Ruhe herausbringen lassen, Zuneigung und Haß kenne ich nicht, in Freude und Leid bleibe ich unbeweglich, in Ehren und Unehren, überall bin ich gleich. Das ist die Vollendung meines Gleichmuts!" „Freudenreich und von Schmerz frei sind, die nichts Liebes in der Welt haben." Das Christentum dagegen arbeitet auf eine immer reinere und reichere Entfaltung der Persönlichkeit hin, die mit Tugenden geschmückt werden soll. Diese sind die Hauptsache, nicht die Weisheit. Im Christentum ist das Leben eine Gabe Gottes, ein hohes Gut. Das Lebensgefühl ist zugleich ein Gefühl des Glücks, der Freude, die nicht schwinden, sondern sich vertiefen soll. Die christliche Liebe ist durchaus verschieden vom buddhistischen Mitleid, ebenso das Dulden und Tragen. Der Buddhist kennt nur das Mitleid, der Christ auch die Mitfreude. Der Buddhismus hat etwas Demokratisches, das Christentum etwas Aristokratisches. Der Buddhismus ist ein Weg zur Selbsterlösung. „Der Buddhist ist ein stiller Mann, der sich vom Leben weg dem Tode zusehnt. Der Christ, das Kind Gottes, jubelnd über Gottes Gnade, unermüdlich thätig in der Liebe, möchte immer reiner, freudiger dem Leben entgegenwachsen!" — Möchte diese kurze Skizzierung recht viele zum Kaufen des vorzüglichen Vortrags bestimmen! —

Zum Schluß möge noch hinzugefügt werden, daß auch der frühere Missionar des Vereins, Pfarrer Christlieb in Freistett, durch seinen interessanten und belebten Vortrag über „den Kampf um die Sprache in der Mission" sich reichen Beifall verdiente. An der Hand gut gewählter Beispiele führte er aus, wie schwierig es ist, in die Sprache der Heiden, besonders der Ostasiaten, einzudringen, die von der arischen durchaus verschieden ist, und religiöse Begriffe und Wahrheiten ihnen nahe zu bringen, die ihnen teilweise ganz fehlen. Während z. B. eine Anzahl nebeneinandergesetzter Zeichen für Baum einen Wald bezeichnen, bedeuten zwei zusammenstehende Zeichen für Frau: Streit, drei sogar Spektakel; wenn aber über das Zeichen für Frau ein Dach gesetzt wird, so bedeutet es Friede. An dem Spruche „Gott ist die Liebe", dem ersten Bibelspruch, den Christlieb in der japanischen Sprache las, wies er treffend die Schwierigkeit der Bibelübersetzung in die chinesisch-japanische Zeichensprache nach. Aus dem Jahresberichte werden wir später einiges mitteilen.

Mit dem Gruß: Auf Wiedersehen übers Jahr in Görlitz! gingen die aus allen Teilen des Reiches zusammengekommenen Freunde des Vereins auseinander.

Buttstädt in Thüringen. A. Schillbach.

*) Heidelberg, Evangel. Verlag, 1902, 15 S., 20 ₰.

Umschau.

(Württembergisches.) I. Seit unserer letzten Nachtragsumschau (vgl. Nr. 26) ist der Sommer vorübergegangen und aus dem Sommer Herbst geworden. Die Schwalben rüsten sich zu ihrer Südfahrt und die politischen Parteien zu ihrer Winterkampagne, indem sie, eine um die andere, gleich der bewaffneten Macht, ihre Jahresheerschau abhalten. Da wird es Zeit, daß auch wir wieder Umschau halten über die kirchliche Situation und die Ereignisse während des Sommers, welche unsere ferneren kirchlichen Verhältnisse zu beeinflussen geeignet sind, Revue passieren lassen. Freilich bestehen diese mehr aus Erlebnissen als aus Thaten. Aber auch Erlebnisse beeinflussen die Zukunft und oft sicherer, unmittelbarer, als Thaten. Und an Erlebnissen wenigstens hat es nicht gefehlt, wenn diese auch den Gegensatz des Lebens, den Tod bedeuten. Denn im Vordergrunde stehen diesmal zwei Todesfälle: der eine wohl nur mittelbar uns zunächst angehend, vielleicht aber auf die Zukunft unseres ganzen Landes und damit auch unserer Kirche umsomehr von Einfluß: das ist der am 24. August in Schloß Gmunden in Oberösterreich erfolgte Tod der Herzogin Albrecht, der Frau unseres künftigen Königs und Nichte des jetzigen, sowie Schwester des zukünftigen österreichischen Kaisers, vor ihrer Verheiratung Äbtissin des adeligen Damenstifts auf dem Hradschin bei Prag und so in streng katholischen Traditionen aufgewachsen; in ihrer neunjährigen Ehe, die sie meist im herzoglichen Palais in Stuttgart zubrachte, das Muster einer treuen, liebevollen Gattin und zärtlich besorgten Mutter. So trauerte denn auch an der Bahre der von einer Darmentzündung trotz glücklicher Opperation jählings Weggerafften mit dem siebenunddreißigjährigen Gatten und den sechs blühenden Kindern in aufrichtigem Mitgefühl das ganze Württemberger Land ohne Unterschied der Konfession. Denn eine Fürstin, die ihren hohen Beruf in gleicher schlichter Frauen- und Muttertreue ausübt und deren Herz dabei so gütig aller Art von Not offen steht, wird überall den Zugang in die Herzen von jedermann finden, ohne daß die selbstverständliche größere Innigkeit zu den eigenen Glaubensgenossen eifersüchtige Nebenempfindungen zu erwecken vermag. Der schlichte Mann fühlt das wahre Christentum aus jeder konfessionellen Hülle heraus. Und um dieses wahren Christentums willen wird sie in dem Gedächtnis des evangelischen Volkes in Württemberg so gut wie im katholischen weiter leben.

— Von unmittelbarerer Bedeutung für das Leben unserer Landeskirche ist der schon zwei Monate früher, am 25. Juni, am gleichen Leiden, einer akuten Darmkrankheit, erfolgte Dahingang unseres Oberhofpredigers, des Prälaten Adolf v. Bilfinger: für weite Kreise ebenso unerwartet als derjenige der genannten hohen Frau und so, schon um der Familie willen, nicht weniger rein menschliche Teilnahme weckend. Denjenigen, die ihn länger kannten und ihm näher befreundet waren, ein um so herberer Verlust, je mehr er seinen Freunden allezeit auch auf der Höhe ein treuer Freund geblieben war; aber auch andern gegenüber stets ein Mann von im besten Sinn urbanem Wesen, darin an seinen Schwiegervater, den früheren Universitätskanzler und Professor v. Weizsäcker, erinnernd. Für unsere Leser steht im Vordergrund wohl die Frage nach der kirchenpolitischen Bedeutung dieses Hingangs. Es ist nicht leicht, hierüber zu urteilen. Wenn ein Mann das Recht hat, an seinen Thaten gemessen zu werden, so brachte es schon die Kürze der Amtszeit mit sich, daß es an besonderen in die Augen fallenden Thaten gebricht. Bekleidete der Verstorbene doch kaum vier Jahre dieses letzte Amt und stand er vorher als Garnisonpfarrer, dann als Dekan von Ulm, in welcher Stellung er sich um die Restauration des Münsters bleibende Verdienste erworben hat, dem Streit der Parteien möglichst fern, wenn er auch einst im Anfang seiner Amtsthätigkeit ein Mitglied des theologischen Vereins gewesen war. Immerhin mag der Stich ins Liberale, den das kirchliche Leben der letzten Jahre von oben her aufwies, nicht verkannt werden, und namentlich dürfte dem Hinterbliebenen ein ehrlicher Anteil an der zur Zeit im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehenden Volksschulnovelle nicht vorzuenthalten sein. Für die Charakterisierung dieser Gesetzesvorlage dürfen wir auf Nr. 15 verweisen. Wie dort schon angedeutet wurde, ist der Liberalismus dieses Gesetzentwurfs freilich bescheiden genug. Und das mag auch für des Verstorbenen eigene Stellung zutreffen, soweit sie in praktische Wirkung getreten ist. Freilich dürfte eine solche praktische Wirkung auch schwerer fallen, als sich der Fernstehende vorstellen kann. Konsistorien sind von Hause aus konservative Behörden und auch das württembergische macht von dieser Regel erst recht keine Ausnahme. Es geht wohl über die Macht einer einzelnen Persönlichkeit, auch beim besten Willen, darin eine Wandlung herbeizuführen, vollends wenn ihre Wirkungsdauer auf kürzere Zeit beschränkt ist. Wie weit v. Bilfinger überhaupt diesen Willen hatte und bei längerem Verbleiben in dieser Stellung, in der er das Ohr Sr. Majestät hatte, demselben zu allgemeinerem Durchdringen verholfen hätte, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch kann nicht verschwiegen werden, daß dem theoretischen Liberalismus auch ein Zug ins Konservative zur Seite stand, vielleicht schon infolge der militärisch-aristokratischen Ader, die er an sich hatte und die ihm sehr natürlich stand. Mit der Hinneigung zum Ritschltum, die ein Nekrolog im „K. Anz." (von Dekan Eytel-Heidenheim) hervorhebt, vertrug und verträgt sich so etwas aufs beste.

G.

Kirchliche Nachrichten.

Protestantisches.

(**Berlin.**) Zum Oberpfarrer der Luisengemeinde in Charlottenburg ist nunmehr der bekannte Prediger Riemann von der Nikolaikirche in Berlin gewählt worden. Es ist bezeichnend für die kirchliche und christliche Gesinnung der positiven Elemente der Gemeindekörperschaften der Luisengemeinde, die soeben durch eine Nachwahl eine Majorität erlangt haben, nachdem vorher die Wahlen eine liberale Majorität der Gemeinde ergeben hatte, daß man nicht einen versöhnlich und milde gesinnten Pfarrer an diese Stelle berief, sondern einen der schärfsten Agitatoren nach dem Herzen Stöckers. Riemann wurde vor einigen Jahren als durchaus liberal nach Berlin vom Magistrat berufen, — — und hat bei den letzten Kirchenwahlen durch seine Agitation eine positive Majorität in der Nikolaigemeinde ans Ruder gebracht. Den Charlottenburger Positiven aber ist mit dieser Wahl recht geschehen. — Der zweite Geistliche der Schöneberger Gemeinde, Prediger Röhnisch, ist verstorben.

(**Provinz Brandenburg.**) Wie sich die kirchliche Lage in den Köpfen der Positiven malt, mag man ersehen aus folgendem Referat der „Rdsch." über die Niederlausitzer Predigerkonferenz, bei der Pfarrer Lic. Dr. Mayer-Jüterbogk einen Vortrag hielt über: „Die Notlage der evangelischen Kirche gegenüber der modernen Theologie." Wir kommen auf die Ausführungen noch zurück; heute nur die Thesen des Referenten: „Unter der modernen Theologie versteht der Referent diejenigen Richtungen in der Theologie der Gegenwart, die von Wellhausen und Albrecht Ritschl ausgegangen sind und deren Grundsätze mit Konsequenz zur Geltung bringen wollen. Die sogenannte protestantenvereinliche (Pfleiderer) und die sogenannte neukirchliche Theologie (Frank, Dorner, Cremer, Kähler ꝛc.) gehören nicht hierher; denn ihnen fehlen zum teil die Momente, die man zu dem Begriff modern rechnet, nämlich 1) der Gedanke der Neuheit, 2) der Gedanke der Akkomodation an das Zeitbewußtsein, 3) der Gedanke der Minderwertigkeit gegenüber dem erprobten Alten. Die Notlage der evangelischen Kirche gegenüber dieser Theologie wird von ihren Anhängern teils bestritten, — ja, sie wissen vielmehr von einer Notlage der modernen Theologie gegenüber der evangelischen Kirche zu reden — teils zugegeben, aber als ein notwendiges Uebel empfunden. — Die Seelenkämpfe der christlichen Jünglinge sind nur ein normales Stadium in der Heilsaneignung. — Es gilt diesen Behauptungen gegenüber: I. Die Notlage der Kirche als eine der größten anzuerkennen. II. Die richtigen Mittel der Abhilfe zu finden. Das Gute, das die moderne Theologie geleistet hat, wird zunächst anerkannt nach zwei Seiten hin: a. direkt, b. indirekt; a. sie hat zur zeitgeschichtlichen Erkenntnis und Würdigung der alttestamentlichen Probleme einen erneuten Anstoß gegeben, den Glaubensbegriff von der Herrschaft des reinen Intellektualismus befreit, wertvolle Erkenntnisse in der Ethik gegeben, zu neuen Aufgaben des praktisch kirchlichen Lebens durch Anwendung mancher, ihr eigentümlicher Prinzipien geführt; b. sie hat die Kirche zu einer erneuten Revision und selbständigen Begründung ihres traditionellen Glaubensbewußtseins veranlaßt.

I. In der Notlage befindet sich aber ihr gegenüber die evangelische Kirche dadurch, daß die moderne Theologie mit ihren Prinzipien und Konsequenzen Formal- und Materialprinzip der Reformation in Frage stellt; daß sie die Geistlichen in einen Gewissenskonflikt zwischen der persönlichen Überzeugung und der amtlichen Verpflichtung führt: daß die Gemeinden, die von derartigen Geistlichen geleitet werden, aus dem Zusammenhang mit der Gesamtkirche in Gegenwart und Zukunft losgerissen werden; daß sie vermöge ihres vorwiegend kritischen Charakters den Erwerb einer einheitlichen und geschlossenen Weltanschauung unmöglich macht. Als Mittel der Abhilfe ist die Staatshilfe in jeder Form, sowohl prinzipiell als in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage, auszuschließen. Der einzige Weg zum Ziel bleibt die Selbsthilfe mit geistigen Waffen; denn sie allein entspricht dem geistigen Charakter der Theologie.

II. Die siegreiche Reaktion der Kirche gegen die moderne Theologie wird gelingen A. durch die Art der Vorbildung der Geistlichen: Elternhaus und Konfirmandenunterricht müssen den Theologiestudierenden einen lebendigen Eindruck von der Herrlichkeit des Christenglaubens gegeben haben; der Religionsunterricht muß auf den Gymnasien mehr überwacht werden; bei der Wahl der theologischen Fakultäten muß auch der Gesichtspunkt persönlicher Glaubensstärkung maßgebend sein; die Fühlung mit dem Leben der Kirche (innere Mission ꝛc.) muß während des Studiums erhalten bleiben; studentische Konvikte sollen die wahre christliche Gemeinschaft pflegen; in der ersten theologischen Prüfung ist gründliche Kenntnis der altprotestantischen Dogmatik und der Bekenntnisschriften erforderlich; die Vikare sollen nur kirchlich zuverlässigen und theologisch tüchtigen Geistlichen zuerteilt werden; die Predigerseminare nur von erfahrenen Geistlichen geleitet, die Seminaristen noch mehr zur pastoralen Praxis herangezogen werden; bei der theologischen Schlußprüfung ist wirkliche Befähigung zum geistlichen Amt in Predigt, Seelsorge und Jugendunterricht zu fordern. B. Durch die Arbeit der kirchlichen Instanzen. Das Predigtamt hat die Erbauung der Gemeinde im apostolischen Sinne dieses Wortes zur Aufgabe, bei der kirchlichen Unterweisung der Jugend ist auf die Erkenntnis der biblischen Heilswahrheit Gewicht zu legen. Die Synoden haben die aktuellen Fragen des kirchlichen Lebens, besonders in Bezug auf die Lehre, noch mehr zu beachten. Das Kirchenregiment, verantwortlich für den Bestand der Kirche, darf die moderne Theologie nicht begünstigen. C. Durch freie kirchliche und theologische Bestrebungen: die christliche Liebesarbeit hat den Thatbeweis für die Wahrheit und Kraft des alten Glaubens zu liefern; die Evangelisation, wenn sie sich auf das kirchliche Bekenntnis verpflichtet, kann zu einer schützenden Macht werden; der Geistliche muß wissenschaftlich fortarbeiten und zur wissenschaftlichen Überwindung der unkirchlichen Theologie in Wort und Schrift beitragen. Freilich alle Selbsthilfe hat nur dann Erfolg, wenn sie zugleich Gotteshilfe ist. Daher bleibt es eines jeden Pflicht, betende Hände zum Herrn der Kirche zu erheben: soviel wir erbitten, soviel haben wir.

(**Reichsland.**) Die Voce della Verità vom 24. Sept. (Nr. 221) bringt eine auffallende Nachricht, die vielleicht als Versuchsballon von ultramontaner Seite aufzufassen ist, was alles man der deutschen Reichsregierung bieten dürfe. Die Mitteilung lautet: „Die Zeitungen Elsaß-Lothringens" (welche? wir haben aus den uns zugänglichen Blättern davon nichts gelesen) „berichten, daß der Statthalter vom Kaiser die Weisung erhalten habe, allen Kongregationen, die sich im Reichslande niederlassen wollen, männlichen und weiblichen, auch unterrichtenden, die Genehmigung zu erteilen. Neunzehn seien schon zugelassen. Die Formalitäten seien ganz einfach. 31 Gesuche wären bereits eingereicht. Man berechnet das von diesen 31 Kongregationen aus Frankreich nach dem Elsaß übergeführte Kapital auf 30 Millionen." „Diese Ziffer", fügt die Voce della Verità hinzu, „ist vielleicht übertrieben. Aber zweifellos ist es richtig, daß Frankreich mit der Vertreibung der Kongregationen nicht nur in intellektueller und sittlicher Beziehung, sondern auch ökonomisch einen beträchtlichen Verlust erlitten hat. Wer hätte zu den Zeiten Bismarcks es vorhersagen können, daß Deutschland einst die aus Frankreich vertriebenen Mönche und Nonnen gastlich aufnehmen würde!"

Auf der 55. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins berichtete Pf. Sell, Ars a. d. Mosel, aus der lothringischen Diaspora folgendes: „Ich bin am 16. August auf den Schlachtfeldern von Mars la Tour und Gravelotte gewesen, wo Bischof Turinaz aus Nancy eine Gedächtnisrede hielt. Er schaute zuerst die Elaß-Lothringer an, die über die Grenze gekommen waren, und sagte: Ihr seht uns an und wollt fragen, wann kommt ihr, um uns wieder herüberzuführen? Er antwortete: Bald. Dann schalt er in heftiger Weise auf die Regierung, so daß einer der Zuhörer aufgeregt widersprach, worüber dem Bischof die Mütze vom Kopfe fiel. Aber neben diesem Bischof arbeiten Priester, die den Bau des Katholizismus unterminieren, finden doch Luther und Kant immer mehr Eingang. Über 800 Priester haben der Kirche bereits den Rücken gekehrt, und viele sind noch in der Kirche, die mit ihr verfallen sind und gegen sie arbeiten. In Lothringen wohnt ein stilles, verschlossenes Volk, das aber treu arbeitet dahin, daß Lothringen evangelisch werde, wenn auch erst in einigen Jahrhunderten, daß es aber noch früher deutsch werde. Widertaufen finden durch katholische Priester, die für Geld erkauft sind, statt, und in vielen Fällen sieht die Regierung unthätig zu. Wir danken dem Gustav Adolfverein, der uns an die Heimat fesselt und uns den Mut zur Arbeit erhält. In Lothringen feiert jetzt Christus seine Auferstehung, das soll unser Wohl sein, des wollen wir froh sein."

(**Gotha.**) Der Generalsuperintendent und Oberhofprediger D. Kretzschmar legt am 1. Oktober seine Ämter nieder und tritt in den Ruhestand. D. Kretzschmar war seit 1886 in seinem bisherigen Amt und war früher Konsistorialrat in Königsberg.

(**Schleswig-Holstein.**) Zu dem rechtgläubigen Sturmlauf gegen Professor D. Baumgarten bringen die Zeitungen die erfreuliche Mitteilung, daß liberale und mittelparteiliche Kreise unter den Geistlichen der Provinz sich zu einer Gegenkundgebung vereinigen.

Römisches.

Die **Aufstellung polnischer Kandidaten** zur Wahl in die Kirchenvertretung der katholischen Gemeinden Berlins hat in der St. Marien-Kuratie zu einem Konflikt geführt. Bei der ersten Wahl waren von 18 Vertretern 8 Polen gewählt worden. Die Wahl müßte wegen eines Fehlers im Wahlverfahren für ungiltig erklärt werden. Bei der Neuwahl gaben die Polen keine Stimmen ab, sondern erhoben Protest gegen die Wahlhandlung, weil zur Aufhebung der ersten Wahl kein stichhaltiger Grund vorgelegen habe, auch der neue Wahltermin nicht rechtzeitig bekannt gemacht worden sei. Eine Beschwerdeschrift an den Fürstbischof Kopp wird von den Polen vorbereitet — und man kann gespannt sein, wie dieser entscheiden wird.

Ausland.

(Schweiz.) Am Münster zu Bern, das bisher nur orthodoxe Pfarrer gehabt hat, ist am 28. September d. J. Pfarrer König aus Seeberg, ein Reformer, gewählt worden, ohne Opposition der Orthodoxen. Diese hielten es für gerecht, daß auch der liberale Teil der Gemeinde berücksichtigt werde. Welch' ein weitherziges, wahrhaft christliches Handeln, das den Deutschen zur Nachahmung dienen könnte. Aber wie geht es in Berlin oder Charlottenburg? In unbeschreiblich häßlicher Weise werden die liberalen Bewerber von orthodoxen Heißspornen der Ketzerei verdächtigt, die Ankläger herbeigeschafft und aufgereizt und Konsistorium und Oberkirchenrat eingeschüchtert und bedroht. Es ist begreiflich, daß darüber eine Erbitterung in den liberalen Kreisen entsteht und Konsistorium und Oberkirchenrat den letzten Rest des Vertrauens verlieren. Vor aufgehetzten Briefträgern, Schustern und Schneidern und Kanzlisten, welche einen Pfarrer der Ketzerei verdächtigen, die Segel zu streichen, das ist eines preußischen Oberkirchenrats unwürdig.

Kirchenheizung

best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 2000 Anlagen ausgeführt.

H. von Böttticher, Hamburg V.

Zeit und **„Hilfe"** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegensten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform" lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele!

Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte. Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit"** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— vierteljährlich bei allen Postanst. u. Buchhandlgn.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten

herausgegeben von

Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.

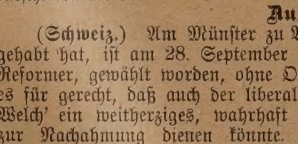
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Umsonst versende meinen großen **Prachtkatalog** allerneueste Ausgabe, mit vielen Neuheiten von ff. **Solinger Stahlwaaren Waffen, Haushaltgeräthe, Gold-, Silber- u. Lederwaaren** 2c. 2c.



versende Rasirmesser

No. 27 fein hohl . à M. 1.50
„ 29 sehr „ . à „ 2.—
„ 33 extra „ ff. . à „ 2.50
} incl. Etuis

Sicherheits-Rasirmesser M. 3.— D.R.G.M. (Verletzung unmöglich.)

Nichtgefallendes Betrag sofort retour. Täglich zahlreiche Anerkennungen.

Emil Jansen, Stahlwaarenfabrik und Versandhaus **i. Wald No. 172 b. Solingen.**

Wer sich für **niederdeutsche** Sprache, Geschichte, Landes- u. Volkskunde, Kunst u. Litteratur interessiert,

Der lasse sich Probe-Nr. der **illustr. Halbmonatsschrift**

„Niedersachsen"

kommen.

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Verlag von

Carl Schünemann, Bremen

— **Firma 1870 gegr.** —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freilsendung. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Allerhöch. Auszeichn.

Berlin 219, Seydelstr.

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Stotterer

Jeder ohne Ausnahme ist heilbar. **Aber wie?** Auskunft giebt umsonst **O. Hausdörfer, Breslau,** Nachodstraße 1

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von **Herm. Plenz, Berlin S,** Prinzenstr. 71. Illustr. Katalog kostenfrei.

Haare im Gesicht etc. entfernt unschädlich d. gesetzl. gesch. **ächte Brüning's Enthaarungs-Pulver.** Dose M. 2.- u. 20 Pf. f. Porto, 2 Dosen M. 4.- franco geg. Voreinsend.; auch Nachnahme. **Carl Reisser, Töngesgasse Frankfurt a. M. 11.**

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, bei über die Monatsschrift „Der Türmer". Wir empfehlen diesen Prospekt der freundlichen Beachtung unserer Leser.

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt. Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. (**Postzeitungspreisliste No. 6244a.**)

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.